

HELEN FIELDING
Hummer zum Dinner

Buch

Rosie Richardson, angestellt in der Presseabteilung eines Londoner Verlags, ist bis über beide Ohren verliebt. Ihr Auserwählter ist der überaus charmante und erfolgsverwöhnte Fernsehproduzent Oliver Marchant, an dessen Seite Rosie die Welt der High Society kennenlernt. Doch ihr Glück ist nur von kurzer Dauer, da sich Oliver nicht von seiner größten Liebe trennen kann: seinem eigenen Ego. So zieht Rosie einen Schlußstrich unter die turbulente Affäre und geht auf der Suche nach dem Sinn des Lebens nach Afrika, um in einem Flüchtlingscamp zu arbeiten. Eines Tages trifft dort die Nachricht von einer drohenden Katastrophe ein: Nachdem eine Heuschreckenplage die gesamte Ernte vernichtet hat, könnte ein unübersehbarer Flüchtlingsstrom auf das Camp Safila zurollen. Rosie beschließt, auf eigene Faust zu handeln. Sie fliegt nach London, um ihre einstigen Kontakte zur Medienwelt für einen Spendenaufruf zu aktivieren. Man plant schließlich, einige wohlmeinende Prominente nach Afrika einzufliegen, die sich per Liveschaltung direkt an die englische Bevölkerung wenden und diese um Hilfe bitten sollen. Rosie weiß allerdings nicht, ob sie sich darüber freuen soll oder vor Scham über die bevorstehende Peinlichkeit lieber in den Boden versinken möchte...

Autorin

Helen Fielding wurde in Yorkshire geboren und lebt heute in London. Sie arbeitete mehrere Jahre für die BBC, für die sie unter anderem die Aktivitäten der Hilfsorganisation Comic Relief in Äthiopien und dem Sudan dokumentierte. Helen Fielding schrieb außerdem für verschiedene überregionale Zeitungen. *Hummer zum Dinner* war ihr hochgelobter Debütroman, bevor sie mit *Schokolade zum Frühstück: Das Tagebuch der Bridget Jones* – in England das Buch des Jahres 1997 – endgültig zur Kultautorin aufstieg.

Bridget Jones – Am Rande des Wahnsinns, die Fortsetzung von *Schokolade zum Frühstück*, wird im August 2000 als Hardcover bei Goldmann erscheinen.

Helen Fielding

Hummer zum Dinner

Roman

Aus dem Englischen
von Anne Pollmann

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
»Cause Celeb« bei Picador, London

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Taschenbuchausgabe Juli 2000
Copyright © der Originalausgabe 1994
by Helen Fielding
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1998
by Wilhelm Goldmann Verlag, München
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team, München
Umschlagfoto: Thomas Reutter
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Titelnummer: 44687
AB · Herstellung: Heidrun Nawrot
Made in Germany
ISBN 3-442-44687-2

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Für meinen Vater,
Michael Fielding

1. Kapitel

Anfangs war mir die Existenz eines Menschen wie Henry völlig unerklärlich. Ich fand es gelinde gesagt bemerkenswert, daß man jemanden in eine ihm völlig fremde Umgebung versetzen konnte und die betreffende Person davon absolut unberührt blieb. Wenn man Henry so beobachtete, konnte man fast meinen, er sei mit einem sehr harten Lack überzogen, dem Zeug, mit dem man Hochseejachten streicht.

Gerade verteilte er Orangenmarmelade von Fortnum and Mason's auf ein Stück ungesäuertes, nambulesisches Brot.

»Da stehe ich heute morgen auf und traue meinen Augen nicht – wartet doch eine achtköpfige Familie vor meiner Hütte auf mich, weil sie ihr Zelt näher an den Fluß rücken möchte. Ich sage zu dem Knaben: ›Ich dachte, wir wären ein verdammtes Flüchtlingslager und kein Campingplatz, aber nur zu, mein Freund, laß dich nicht aufhalten. Vergeßt unser kleines Verpflegungsproblem und genießt einfach die schöne Aussicht.«

Henry sah aus wie Jesus und war dreiundzwanzig.

Gefrühstückt wurde früh in Safila, kurz nach Tagesanbruch. Um diese Zeit war es noch ganz ruhig im Lager, die Hitze würde erst in einer Stunde unerträglich. Die Stille wurde nur von unserem Hahn unterbrochen und von Henry, der höchstens während er schlief, seine Klappe hielt. An diesem Morgen war ich besonders ungehalten über Henry, weil ich ihn in Verdacht hatte, mit Sian, einer unserer emotional eher labilen Krankenschwestern, etwas angefangen zu haben. Sie saß jetzt wie fünfzig Kilo streichfähiger Schmelzmasse neben ihm und schmachtete ihn an. Sian war ein sanftes Mädchen, das seit zwei

Monaten bei uns war, nachdem sie einmal frühzeitig von der Nachtschicht in Derby nach Hause gekommen war und ihren Mann, mit dem sie seit anderthalb Jahren verheiratet war, zusammen mit einer zypriotischen Taxifahrerin im Bett überrascht hatte. Ihre Therapie setzte sie in Form eines Fernkurses nun schriftlich fort.

Betty sprach wie immer übers Essen. »Wißt ihr, worauf ich jetzt *richtig* Lust hätte? Auf Apfelstrudel mit Vanillesoße. Das könnt ihr mir glauben. Ehrlich gesagt könnte ich den Strudel genauso gut weglassen und nur die Vanillesoße nehmen. Oder Brotpudding. Mmmh, mit Rosinen und ein bißchen Muskatnuß. Vielleicht kann Kamal einen für uns machen, wenn wir aus dieser Keksdose einen Ofen basteln.«

Es war halb sechs Uhr morgens. Ich stand vom Tisch auf, ging nach draußen und seufzte. Wie oft doch die kleinen Widrigkeiten des Alltags die Gedanken hier draußen beherrschten und so die wirklichen Schrecken auf Abstand hielten. Ich tauchte eine Tasse in den Wassertopf und ging an den Fuß des Hügels, um mir die Zähne zu putzen.

Unser Lagerbereich lag hinter mir, runde Lehmhütten, Duschen, Latrinen und die ›Cabana‹, die Hütte, in der wir unsere Mahlzeiten einnahmen. Vor mir sah ich das sandige Becken, in dem sich das Camp von Safila ausbreitete, eine große Narbe in der Wüste, wie der Abdruck eines riesigen Fußes auf einem riesigen Strand. Noch war das Licht sehr sanft, die blasse Sonne erhellte gerade den Horizont. Die Hütten, in denen die Flüchtlinge lebten, lagen dicht gedrängt in einem Muster aus kleinen Hügeln und Fußwegen, die zu der Stelle hinabführten, an der die beiden blauen Flüsse zusammentrafen. Während der großen Hungersnot Mitte der Achtziger gab es hier sechzigtausend Flüchtlinge, von denen jeden Tag hundert starben. Zwanzigtausend waren hier geblieben. Die anderen waren über die Grenze zurück nach Kefti gegangen, zurück in die Berge und zurück in den Krieg.

Ein warmer Windstoß fuhr raschelnd durch das trockene Gras. An diesem Morgen war ich nicht nur wegen Henry beunruhigt. Im Camp kursierten Gerüchte über eine Heuschreckenplage in Kefti, welche die Ernte bedrohte. Immer wieder gab es solche Schreckensgeschichten im Camp, und man wußte nie, was man glauben sollte. Es war auch die Rede davon, daß wieder ein neuer Flüchtlingsstrom auf dem Weg zu uns war, Tausende von Menschen womöglich.

Nach und nach drangen Geräusche vom Camp herauf, Ziegen wurden zusammengetrieben, man hörte Lachen, das Geschrei spielender Kinder – friedliche Geräusche. Früher einmal bedeuteten die Schreie, die zu uns herüberhallten, Hunger und Tod. Ich biß mir auf den Daumen und versuchte, die Erinnerung daran abzuschütteln. Ich durfte nicht an diese Zeit zurückdenken. Von der Cabana her hörte ich Schritte. Henry schlenderte über den Platz zu seiner Hütte. Er trug sein Lieblings-T-Shirt, das vorne mit einer Art Multiple-choice-Fragebogen für Entwicklungshelfer bedruckt war.

- (a) Missionar?
- (b) Söldner?
- (c) Außenseiter?
- (d) Liebeskummer?

Henry hatte (b) angekreuzt, ein Witz, schließlich gehörte seiner Familie halb Leicestershire. Und ich? Ich war eine Mischung aus (c) und (d) und obendrein leicht bescheuert.

Im Sommer 1985 hatte ich mich Hals über Kopf verknallt, eine schreckliche Sache für eine Frau. Ich begegnete Oliver, dem Gegenstand meiner wildesten Phantasien, bei einem Galakonzert von Vivaldis *Gloria* in der Royal Albert Hall, in Anwesenheit der Prinzessin Michael von Kent. Ich war eine sogenannte »Puf-

fette«: eine Werbeagentin in einem Verlag, in meinem Fall Ginsberg & Fink. Also stöckelte ich in Miniröcken durch die Gegend, die Beine in hauchdünne, schwarze Strumpfhosen gehüllt, die ich bei Meetings in der einen oder anderen Richtung übereinanderschlug, um mich dann darüber zu beschweren, daß die Leute nicht an meinem Intellekt interessiert wären. Komisch, daß man mit fünfundzwanzig Angst hat, nicht ernst genommen zu werden, und es selbstverständlich findet, als Sexobjekt zu gelten. Später findet man es selbstverständlich, ernst genommen zu werden, und hat Angst, nicht mehr als Sexobjekt zu gelten.

Unser Geschäftsführer, Sir William Ginsberg, veranstaltete mit Begeisterung kleine Zusammenkünfte kunstbeflissener und talentierter Menschen aus allen möglichen gesellschaftlichen Bereichen, wobei er den einzelnen Gästen nie verriet, wen er sonst noch eingeladen hatte. Für schlecht informierte Leute wie mich waren diese Anlässe ein absolutes Alptraum. Man wagte es nicht, irgend jemanden nach seinem Beruf zu fragen, weil es passieren konnte, daß sich derjenige als Autor von *Die Liebe in den Zeiten der Cholera* oder als einer der Beach Boys entpuppte.

Ich hatte bereits drei Dinnerparties bei Sir William zu Hause erlebt, aber war mir keineswegs sicher, ob er sich an mich erinnerte. Er ließ viele junge Frauen für sich arbeiten und pflegte immer eine oder zwei von uns aus dekorativen Gründen einzuladen. Ich verbrachte diese Abende im Zustand verschüchterter Nervosität und brachte kaum einen Ton heraus. Aber ich fand es aufregend, all diesen kreativen und interessanten Menschen zu begegnen. Ich wollte dazugehören. An dem Vivaldi-Abend war ich zum ersten Mal zu einer größeren Party eingeladen und natürlich äußerst aufgeregt.

Sir William hatte eine kleine Soirée vor dem Konzert organisiert: Champagner für etwa hundert Leute in einem der Empfangssäle der Albert Hall; fünfzehn Logen waren für die Firma re-

serviert; dann ein vornehmes Dinner für eine kleine Gruppe von Auserwählten, und der Rest von uns durfte sich verpissen.

Ich kam absichtlich spät zur Albert Hall, inspizierte mein Aussehen auf der Damentoilette und ging den dunkelroten Korridor zum Elgar Room entlang. Ein Bediensteter in Livree hakte meinen Namen auf einer Liste ab, dann hielt er die dunkle Holztür auf, und ich wurde von gleißendem Licht empfangen; der Saal glänzte goldfarben und war ein einziges Glitzern, die Gäste in Smoking und Abendkleid ergossen sich über eine ornamentale Treppe in der Mitte des Saales und lehnten an den vergoldeten Balustraden der oberen Galerie. Über ihnen funkelten Kristalleuchter sanft durch einen zarten Schleier aus sich kräuselndem Rauch.

Ich war wie verzaubert. Es war so, als wären alle Puppen aus *Spitting Image* in einem Raum versammelt: Frank Bruno, Jeffrey Archer, Anneka Rice, Neil Kinnock, Terry Wogan, Melvyn Bragg, Kate Adie, Koo Stark, Bob Geldof, Nigel Kennedy, Richard Branson. Verzweifelt suchte ich den Saal nach jemandem aus dem Verlag ab, entdeckte aber niemanden. Es war ein seltsames Gefühl, sich in diesem Raum mit lauter Prominenten aufzuhalten – man hatte den Eindruck, jeden zu kennen, aber keiner kannte dich. Ich steuerte auf den Tisch mit den Getränken zu, und während ich mir einen Weg durch die Menge bahnte, schnappte ich Gesprächsfetzen auf.

»Offen gesagt, wir kommen einfach nicht von der Stelle...«

»Weißt du, das Problem mit Melvyn ist...«

»Jerome, hast du das Handy da?«

»Ich habe ja schon immer gesagt, daß er sich einfach zuviel vornimmt...«

»Ich habe ein *echtes* Problem mit *Tosca*...«

»...Melvyns Problem... daß er einfach nicht genug tut...«

»Jerome...«

Ich spürte eine Hand an meinem Ellbogen.

»Mmmmm! Die wunderbarste Frau der Welt. Oh, gütiger Himmel, du siehst absolut göttlich aus! Diesmal wird mein Herz brechen, das schwöre ich. Bin absolut davon überzeugt. Laß dich umarmen, Darling, bitte.«

Es war Dinsdale Warburton, einer meiner wichtigsten Autoren und ein alter Held der englischen Bühne. Dinsdale hatte kürzlich seine Memoiren bei uns veröffentlicht. Er trug stets ein sorgenvolles Gesicht zur Schau, war durch und durch schwul und immer freundlich.

»Oh! Aber, Liebling!« Dinsdale zog die Augenbrauen vor Schreck zusammen. »Du hast ja noch gar nichts zu trinken. Wir müssen etwas für dich besorgen! Wir müsen unbedingt etwas für dich besorgen!«

Dann wanderte sein Blick über meine Schulter. »Oooh! Der wunderbarste Mann der Welt. Guter Junge, guter Junge. Du siehst absolut göttlich aus! Also diese Sache da, die du neulich abend gemacht hast, das war einfach himmlisch! Du hast so *überaus* gescheit und hübsch ausgesehen.«

Oliver Marchant war der Chefredakteur und Moderator einer erfolgreichen und trendigen Kultursendung auf Channel Four, genannt *Soft Focus*. Der Ruf, daß jede intelligente Frau ihn gern vernaschen würde, eilte ihm voraus, aber ich hatte keine Ahnung, daß er derart umwerfend sein würde. Dinsdale sagte zu mir: »Kennst du diesen wunderbaren Mann, Darling? Kennst du Oliver Marchant?«

Mir wurde heiß und kalt. Wie sollte man bei berühmten Leuten diese Frage beantworten? Ja, ich kenne Sie aus dem Fernsehen? Nein... mit anderen Worten, ich habe nie von Ihnen gehört. »Ja, ich meine... nein. Tut mir leid ...peinlich.«

Oliver gab mir die Hand. »Und das ist?«

»Aaah. Die wunderbarste Frau der Welt, guter Junge, eine absolute Göttin.«

»Ja, aber wie heißt sie, Dinsdale?« sagte Oliver.

Für einen Moment verschlug es Dinsdale die Sprache. Ich konnte es nicht fassen – er hatte doch glatt meinen Namen vergessen, dabei hatte ich zwei Monate lang ziemlich intensiv mit ihm zusammengearbeitet.

»Ich bin Rosie Richardson«, sagte ich verlegen.

»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen... Rosie Richardson«, sagte Oliver.

Er war groß, schlank, hatte dunkle Haare und trug einen marineblauen Anzug allerdings nicht mit Fliege, sondern einer einfachen Krawatte, die er etwas gelockert hatte. Ich bemerkte sehr genau, wie sein schwarzes Haar auf den Kragen fiel, sah den Halbschatten auf seinem Kinn.

»Rosie, Darling, ich eile, um dir etwas zu trinken zu besorgen. Bin schon auf dem Weg. Du mußt fast *umkommen* vor Durst«, sagte Dinsdale und hastete mit einem etwas dämlichen Gesichtsausdruck von dannen.

Ich wandte mich Oliver zu, der sich inzwischen mit einem grauhaarigen Nachrichtensprecher unterhielt. Der Nachrichtensprecher hatte seine junge Tochter bei sich.

»Wie geht's denn so, mein Freund?« sagte der Nachrichtensprecher und klopfte Oliver auf die Schulter.

»Ach, immer derselbe alte Mist. Hallo, Sarah.«

Oliver unterhielt sich charmant mit dem Mädchen, das noch verwirrter wurde als ich. Er blickte lächelnd zu mir herüber, als wollte er sagen: »Einen kleinen Moment noch.«

»Wiedersehen, Sarah«, flötete Oliver, als das Mädchen und sein Vater Anstalten machten, weiterzugehen. »Viel Glück für die Prüfungen.« Er winkte ihr zu. »Kleine *Schlampe*«, sagte er leise zu mir und sah dem jungen Mädchen nach. »Ist ganz scharf drauf.« Ich lachte. »Und«, fragte er, »wie gefällt es Ihnen hier?«

»Tja, ehrlich gesagt, ist es ziemlich komisch«, sagte ich. »Ich bin noch nie mit so vielen berühmten Leuten in einem Raum ge-

wesen. Sie scheinen sich alle zu kennen. Es ist wie ein Club. Kennen sie sich denn *wirklich* alle?«

»Sie haben recht. Ich dachte immer, es wäre eher eine Art neue Aristokratie, aber Sie haben völlig recht. Wir haben eine breite Mitgliedschaft. Der Club der Berühmten, ›*The Famous Club*‹. Die einzige Bedingung für die Aufnahme besteht darin, daß einen die Presse kennt«, meinte er und blickte abschätzig durch den Saal.

»Nein, nein, *Sie* haben recht, es ist *tatsächlich* wie eine Aristokratie«, sagte ich eifrig, »wissen Sie, die Landsitze und die Jagd und der ererbte Platz in dieser Gesellschaft – denken Sie nur an Julian Lennon oder Kiefer Sutherland.«

»Und wir stehen sozusagen auf einem Stück des Weltmoors«, sagte Oliver, »zu dem auch jede VIP-Lounge und jede Preisverleihung gehört, in der man sitzt. Aber eigentlich ist es *doch* eher wie ein Club mit festen Regeln. Man muß die Sitten kennen. Derjenige, der weniger berühmt ist, muß darauf warten, daß der Berühmtere auf ihn zugeht.«

In diesem Moment wurde er von Lady Hilary Ginsberg, der Frau von Sir William, unterbrochen, die seine Theorie eher widerlegte. »Oliver, ich bin entzückt, Sie zu sehen. Wie läuft denn Ihre Lorca-Geschichte?«

Für einen kurzen Moment war Oliver irritiert. Er erkannte sie nicht.

»Hilary Ginsberg, es freut mich sehr, daß Sie kommen konnten«, sagte sie hastig und drehte mir leicht den Rücken zu, um mich auszuschließen. »Kennen Sie Martin?«

Lady Hilary hatte eine tragische Größe darin, ständig Namen von prominenten Bekannten fallenzulassen. Schon oft hatte ich mich mit ihr in ihre Dinner-Party-Prominenten-Listen vertieft, die mir wie ein Dow-Jones-Index des Ruhms vorkamen, mit Künstlern, Schauspielern, Schriftstellern und Journalisten, deren Kurswert je nach Mode, höherer Gewalt oder der eigenen

Gier nach Zurschaustellung stieg oder fiel. Lady Hilary schien diesen Index als Maßstab für ihr ganzes Leben verinnerlicht zu haben. Einmal erörterte sie ohne jede Ironie die Frage, warum ein bestimmter Name sich momentan nicht eignete, nebenbei ins Gespräch geworfen zu werden. Selbst ihre engsten Freundinnen wurden nur dann zu Dinnerparties mit Sir William eingeladen, wenn sie gerade hoch im Kurs standen, ansonsten gab es nur ein Mittagessen mit ihr allein.

Oliver erläuterte gerade dem Autor, den Lady Hilary ihm vorgestellt hatte, die Theorie des ›Famous Club‹. Dann bemerkte ich mit einem Schauer der Erregung, daß Noel Edmonds sich zu uns gesellt hatte sowie ein Lifestylejournalist namens Damien Glit, allgemein als Damien Schit bekannt, mit dem ich beruflich zu tun gehabt hatte.

»Man stecke zwei Promis in einen Raum mit lauter Unbekannten, und am Ende werden sich genau diese zwei gefunden haben und Small talk machen – egal, ob sie sich vorher kannten. Vorausgesetzt, daß der berühmtere der beiden den ersten Schritt macht«, fuhr Oliver fort. Alles lachte. »Komm schon, Martin, Sie sind berühmt, Sie müssen zugeben, daß ich recht habe.« Dann wandte Oliver seinen Blick mir zu und sah mich lange an.

»Ach, Gott, das ist ein wirklich interessanter Gedanke. Sie sind nicht zufällig daran interessiert, darüber einen Artikel für uns zu schreiben?« fragte Damien Schit.

Oliver wurde durch die Glocke erlöst, die uns zu den Logen rief. Sir William tauchte mit dröhnender Stimme hinter uns auf und erschreckte alle. »Los, auf geht's, auf geht's, gütiger Himmel, wir sind ganz schön spät dran, wir verpassen noch die Fanfaren.« Und im selben Atemzug packte er Oliver und den Autor wie eine alte Glucke beim Arm und drängte sie geschäftig hinaus, so daß Lady Hilary mit einem Gesichtsausdruck zurückblieb, als hätte sie gerade ein Ei gelegt und es zerbrochen.

Ich wollte ihnen gerade hinterhertrotten, aber in dem Mo-

ment erschien Dinsdale mit meinem Drink. »Darling, es tut mir so unendlich leid. Ich bin untröstlich, geradezu erschüttert. Ich bin der gräßlichste alte Narr, den es gibt.« Er war so ein lieber alter Kerl.

»Machen Sie sich doch bitte keine Gedanken deswegen«, sagte ich.

Oliver saß hinter mir in der Loge. Ich verbrachte das ganze Konzert im Zustand äußerster Erregung. Ich bildete mir ein, seinen Atem auf meinem Nacken und auf dem tiefen Rücken-ausschnitt meines Kleides zu spüren. Einmal berührte seine Hand wie zufällig meine Haut. Fast wäre ich gekommen.

Als die Musik verstummte und der Applaus abflaute, traute ich mich nicht, ihn anzusehen. Ich sah auf die sich leerende Albert Hall, während die anderen die Loge verließen, und versuchte, mich zu beruhigen. Ich hörte, wie jemand hinter mir die Stufen herabkam. Es war Oliver. Er beugte sich vor und küßte mich auf den Nacken. Zumindest hoffte ich, daß er es war.

»Es tut mir leid«, murmelte Oliver, »ich konnte einfach nicht widerstehen.«

Ich drehte mich zu ihm um und versuchte, die Stirn zu runzeln.

»Ich könnte jetzt eine Pizza verschlingen«, flüsterte er dringlich. »Warum verwandeln Sie sich nicht in eine Pizza?«

»Weil ich nicht verschlungen werden möchte.«

»Ich meine nicht wirklich... verschlingen.«

Und so begann die Besessenheit und eine Kette von Ereignissen, die mich schließlich auf Umwegen zu einer Lehmhütte in Afrika führen sollte. Es gibt Leute, insbesondere in Zeiten spektakulärer Hungersnöte, die ganz ehrfürchtig dreinblicken, wenn man ihnen erzählt, daß man Entwicklungshelfer ist. Tatsächlich aber fing ich an, mich für Afrika zu interessieren, weil ich mich in jemanden verliebt hatte. Nur damit Sie eine Vorstellung haben, wie es mit

meinem Heiligenschein aussieht, falls Sie das interessiert. Wenn Oliver mich an jenem Abend in der Albert Hall ausgeführt hätte, hätte ich wahrscheinlich nie etwas von Nambula gehört. So aber wurden wir von Sir William gestört. »Oliver, Oliver, wo bleiben Sie denn? Los, auf geht's, auf geht's, futtern ist angesagt!«

Mich ignorierte er natürlich – typisch. Oliver verabschiedete sich auf durchaus elegante Weise, aber ich sah mich dennoch mit der Tatsache konfrontiert, daß er sich, nachdem er mich auf den Nacken geküßt hatte, zum Dinner mit den wenigen Auserwählten entführen ließ, ohne mir auch nur einen Wir-sehen-uns-bald-wieder-Blick zuzuwerfen.

Ungefähr eine Woche nach dem Vivaldi-Betriebsausflug befand ich mich noch immer im Zustand höchster sexueller Erregung. Ich war überzeugt, daß Oliver sich nach mir erkundigen und mich anrufen würde – warum hätte er mir sonst so den Nacken geküßt? Ich begann, wiederkehrende Phantasien zu entwickeln. In meiner Lieblingsversion wurde ich zusammen mit ein paar anderen Leuten zu einem Termin in sein Büro bestellt. Am Ende des Gesprächs, während die anderen hinausgingen, rief er mich zurück, schloß die Tür, warf mich dagegen und küßte mich direkt auf den Mund, Zungenkuß und alles.

Es gab eine andere, bei der er mich endlich zu einem Drink einlud. Nachts, als wir uns auf der Straße verabschiedeten, kam er auf mich zu und küßte mich direkt auf den Mund, Zungenkuß und alles. Dann führte er mich zu meinem Auto, öffnete die Fahrertür und schob mich hinein. Ich war niedergeschlagen, verletzt. Unnötigerweise, wie sich herausstellen sollte, denn er ging zur Beifahrerseite und STIEG IN DAS AUTO.

»Fahr los«, sagte er und schnallte sich an.

»Wohin denn?« fragte ich mit schwacher Stimme.

»Zu deiner Wohnung«, brummte er heiser.

»Aber – aber...«, protestierte ich.

»Hör mal«, sagte er, »ich habe einen Ruf zu verlieren. Ich werde

nicht seelenruhig hier auf der Straße stehen mit einem Ständer, der die Größe eines mittleren Zaunpfahls hat. Jetzt fahr los.«

Doch Oliver rief nicht an. Er rief einfach nicht an. Ich probierte jede nur mögliche Kontaktform aus. Ich verabredete mich auffällig oft mit einem Bekannten, der vor vier Jahren mal für ihn gearbeitet hatte. Ich sah mir dreimal die Woche *Soft Focus* an. Ich rief das Pressebüro von *Soft Focus* an und fragte nach den Themen für die Sendungen der nächsten drei Monate, um zu sehen, ob irgendeine auch nur entfernt etwas mit einem unserer Autoren zu tun hatte. Sonntags besuchte ich Ausstellungen. Ich begann, stinklangweilige Artikel im Feuilleton über osteuropäische Spritzmalerei zu lesen. Kein Glück. Null. Keine Aussicht auf sexuelle Befriedigung.

2. Kapitel

Ich liege nackt da, mit nichts bedeckt als einem dünnen Laken. Mein Körper ist ein vollkommenes, reines im Mondlicht schimmerndes Etwas. Oliver kniet auf dem Bett, zieht das Laken langsam zurück und betrachtet mich. Er berührt meine Brüste, als seien sie seltene zerbrechliche Kunstwerke, läßt die Innenfläche seiner Hand genüßlich meinen Bauch hinuntergleiten, bis ich den Atem anhalte. »Oh, Gott, Rosie«, flüstert er. »Ich will dich ficken.«

Die Tür öffnete sich, und Hermione Hallet-McWilliam platzte ins Büro. »Hast du die Aktennotiz geschrieben? Sir William fragt danach.«

Trotz ihres gesellschaftlich astreinen Hintergrunds war Hermione doch ziemlich schlecht ausgestattet, was ihre Manieren betraf. »So gut wie fertig, Hermione«, sagte ich munter und wandte mich dem Computer zu.

»Ich möchte mal wissen, was du die ganze Zeit getrieben hast«, sagte sie. »Ich hab dir das schon vor einer Stunde gesagt.« Dann nahm sie den Telefonhörer und wählte. »Candida. Hallo. Ich bin's. Hör mal, bist du am Wochenende in Larkfield? Das ist *absolut* großartig. Ophelia kommt auch – mit Hero und Perpetua. Nun ja, ich denke ziemlich schick. Genau. Find ich auch. Nein, nein, du hast schon recht. Also, grüß mir Lucretia. Tschau.«

Eines schönen Tages würde sie noch einen Anruf vom Teufel persönlich entgegennehmen.

Plötzlich sehe ich mich wie durch einen Weichzeichner. Ich trage einen taubenblauen Morgenmantel und Sonnenlicht flutet auf uns herab, während wir an meinem Küchentisch sitzen. Es ist unser erstes gemeinsames Frühstück.

»Die Menschen sind doch letztlich so verschieden, findest du nicht auch, Oliver?« fragte ich.

»Wie bitte, Liebling?«

»Ich beispielsweise mag warmen Teekuchen mit Rosinen zum Frühstück. Du hingegen ziehst möglicherweise Müsli vor oder Rührei mit geräuchertem Lachs oder vielleicht süße Brötchen mit verschiedenen Käsesorten«, sage ich und öffne meinen makellosen Kühlschrank, um eine stattliche Auswahl an verlockenden Köstlichkeiten hervorzuzaubern.

»Rosemary.« Hermione stand über mir und starrte mich wütend an. »Ich. Werde. Dich. Nicht. Noch einmal. Bitten. Kann ich jetzt bitte Sir Williams Aktennotiz haben?«

Unter Hermiones starrem Blick wandte ich mich wieder dem Computer zu und begann die handgeschriebene Notiz abzutippen, die auf dem Schreibtisch lag. Es ging wieder einmal um einen von Sir Williams albernen Versuchen, sich ins Rampenlicht zu rücken.

23. Juli 1985

An: alle Mitarbeiter der Werbeabteilung

Von: Sir William Ginsberg

Betr.: Verbesserung des Firmenimages

Wir bemühen uns auf überaus intensive Weise darum, den Blick der Öffentlichkeit für das soziale Engagement des Unternehmens und meiner Person als Geschäftsführer zu schärfen. Im Lichte des kürzlich veranstalteten Live-Aid-Konzerts ist es überaus wichtig, für alle deutlich zu machen, daß auch Ginsberg & Fink seinen Teil an gesellschaftlicher Verantwortung trägt.

Plötzlich durchzuckten die ersten Geburtswehen einer Idee mein Gehirn. Von diesem Gefühl aufgerüttelt, griff ich nach der Liste der nächsten *Soft-Focus*-Sendungen, die in einem Stapel auf meinem Schreibtisch lag. Da war es:

25. Sendung: Nach dem spektakulären Erfolg von Band Aid und Live Aid beschäftigt sich Soft Focus mit dem neuartigen Phänomen der Wohltätigkeitsveranstaltungen in Verbindung mit der heutigen Populärkultur und untersucht die Beiträge aus verschiedensten Bereichen der künstlerischen Welt zu den Hilfsaktionen im Zusammenhang mit der Hungersnot in Äthiopien.

Es müßte doch eigentlich möglich sein, Sir William in dieser Sendung unterzubringen – wozu es natürlich einiger ausführlicher Rücksprachen mit dem Produzenten bedurfte.

»Bücher.« Sir William schlug mit der Faust auf seinen gewaltigen Mahagonischreibtisch. »Überaus gute Idee. Bringt ihnen Bücher. Bücher braucht schließlich jeder. Schüttet sie damit zu – je

mehr, desto besser. Organisiert eine Luftbrücke. Paßt doch wie die Faust aufs Auge. Überaus guter Ansatzpunkt für eine Kultursendung.«

»Glauben Sie nicht, daß die Leute dort lieber etwas zu essen hätten?« fragte ich.

»Nein, nein, nein. Bücher. Genau das Richtige. Lebensmittel fliegt heutzutage doch jede Pappnase in diese Gegend. Die Leute wollen was zu lesen, während sie drauf warten.«

»Natürlich sind Lebensmittel am dringendsten nötig, aber dieses Buchkonzept könnte in der Tat interessant für uns sein.« Eamonn Salt, Pressereferent der Wohltätigkeitsorganisation SUSTAIN, zupfte sich am Bart. Auch Sir William zupfte sich am Bart.

»Wirklich?« sagte ich.

»Ja, in der Tat. Wir versuchen, der Entmenschlichung des Afrikaners, wie sie derzeit in den Berichten über Hungersnöte von den Medien praktiziert wird, entgegenzuwirken«, fuhr Eamonn mit seiner tiefen, monotonen Stimme fort. »Wir möchten das Konzept des gebildeten, afrikanischen Menschen einführen, des intelligenten Afrikaners, der nach Wissen dürstet, und damit den Mythos vom – wir wir es nennen – verhungern-den Affen ersetzen. Ihre Idee könnte durchaus eine Rolle dabei spielen, die öffentliche Anteilnahme zu erhöhen, obwohl viele meiner Kollegen anderer Meinung sein werden. Das hier ist ein ganz anderer Denkansatz. Wir müssen natürlich auf öffentliche Empörung gefaßt sein, von wegen Verschwendung von Hilfsmitteln, Wohltätigkeit mit Luxusartikeln. Ich nehme an, die Argumente sind Ihnen bekannt.«

»Sehr gut. Argumente. Bücher. Genau das Richtige, damit die Leute von *Soft Focus* ihren Hintern bewegen«, sagte Sir William.

»Aber wären die Äthiopier überhaupt in der Lage, die Bücher zu lesen, wenn sie auf englisch sind?« fragte ich.

»Nun, denken Sie daran, daß die Hungersnot die gesamte Sahelzone betrifft. Das beste wird sein, die Bücher in die Camps an

der Grenze zwischen Abouti und Nambula zu schicken. Dort sind Flüchtlinge aus Kefti, die sehr gebildet sind. Die Keftianer haben ein hervorragendes Bildungssystem, das in etwa unserem englischen entspricht«, sagte Eamonn.

»Kefti?« fragte ich.

»Eine aufständische Provinz von Abouti an der Grenze zu Nambula in Nordafrika. Die Keftianer führen seit fünfundzwanzig Jahren einen ziemlich blutigen Unabhängigkeitskrieg gegen das marxistische Regime in Abouti. Ein hochkultiviertes Volk. Die Hungersnot in der Sahelzone hat sie wahrscheinlich härter getroffen als alle anderen – für die nichtstaatlichen Organisationen ist es aufgrund des Krieges und aus diplomatischen Gründen unmöglich, Lebensmittel zu ihnen zu schaffen. Momentan ergießt sich ein größerer Auswanderungsstrom von Kefti über die Grenze nach Nambula. Dort herrscht dramatische Unterernährung.«

»Wie wäre es, wenn wir Lebensmittel dorthin bringen und einige Bücher dazwischenstecken?« sagte ich.

»Verdammt gute Idee«, sagte Sir William. »Erste Sahne. Gut mitgedacht, Mädels.«

Von ungewohntem Eifer angetrieben, begann ich einen Appell an die Belegschaft des Unternehmens zu organisieren, um die Lebensmittel zusammenzubekommen, trieb Restbestände an Büchern auf und kümmerte mich um gesponserte Flüge. Ich rief bei *Soft Focus* an und vereinbarte für die kommende Woche einen Termin mit Sir William, Oliver Marchant und mir. Vor meinem inneren Auge entstand eine Vision von Afrika mit seinen Volksstämmen, Trommeln, Feuern und Löwen. Ich dachte an Geldof, ich dachte an Engagement und den Sinn des Lebens, ich dachte an leidenschaftliche, arme und sich aufopfernde Katastrophenhelfer, die die dankbaren Afrikaner retteten. Aber hauptsächlich dachte ich an Oliver.



Helen Fielding

Hummer zum Dinner

Roman

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-44687-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Juli 2000

Ein neuer Roman von der Autorin des Bestsellers "Schokolade zum Frühstück": Rosie Richardsons Affäre mit dem Fernsehmoderator Oliver Marchant ist nur von kurzer Dauer, denn Oliver kennt in Wahrheit nur eine Leidenschaft: sein eigenes Ego. Rosie zieht sich aus der Welt der High Society zurück, um ein Flüchtlingscamp in Afrika zu leiten. Als eine Heuschreckenplage die Region bedroht, greift Rosie zu verzweifelten Mitteln - sie wendet sich an die Medien. Leider folgen nicht nur einige wohlmeinende Prominente ihrem Hilferuf, auch Oliver höchstpersönlich kommt angereist. Peinlichkeiten und Pannen nehmen unaufhaltsam ihren Lauf ...